

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 10

Artikel: Selbstkritik
Autor: Rychner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Selbstkritik

MAX RYCHNER

Als kritischer Schriftsteller würde ich lieber von einem andern Autor sprechen als von mir; aber auch ich will mich dem Selbstgericht stellen, begleitet von einer Leibgarde von Zweifeln, einer Bande, die sich vorerst gegen andere, schließlich immer wieder gegen mich wendet. Ich sagte: kritischer Schriftsteller, denn im Anfang war die Lust, zu schreiben; sie hatte sich entzündet an der Lust des Lesens.

Mit fünfzehn Jahren erfüllte mich Liebe zu unserer Sprache, in einem schnellen Augenblick sich erkennend, an einem Abend bei der Lektüre von Hebbels *Judith*. Später erfuhr ich, das sei kein Text ersten Ranges, ich hätte mich besser vom *Faust* überwältigen lassen. Was half mir diese zu spät ankommende Schulmeisterei, da der Blitz, wenn auch unbefugterweise, bereits in mir gezündet hatte! Etwas von der Knetbarkeit, der Verfügbarkeit, der Denkbarkeit der Sprache war mir aufgegangen; mein Ich hatte sich in ihrem Nichtich auf einer nun fälligen Stufe neu gegründet und stürzte sich von da aus mit Selbstvertrauen in Abenteuer des Entdeckens. Damals hörte ich Thomas Mann vorlesen; der sentimentalische Lyrismus seiner Darstellung des sentimentalischen Dichters Schiller in dem Prosastück *Schwere Stunde* ergriff mich, überzeugte mich von einer hochgegründeten Moralität der Kunst. Je feiner und zahlreicher die Differenzierungen im Bewußtsein des Ausdrucks, desto authentischer spreche der Genius der Sprache, lernte ich am Beispiel Thomas Manns, der damals achtunddreißig war und von uns in der Schule gelesen wurde wie ein Klassiker. Bei Flaubert lernte ich es ebenso, bei Nietzsche auch.

Mir selbst überlassen, machte ich mich mit siebzehn, um mich sicher auf den Grund der Dinge zu stellen, an die Philosophen, zunächst an Leibniz, eifrig und unberaten, hochgemut der Blamage entgegen gehend. Aus Gründen, die mir entfallen sind, reizte die Monadologie den Geist des kritischen Widerspruchs in mir, so daß ich in der Überzeugung, ein Denker zu sein, der endlich dem Wahren in der Welt zum Sieg ver helfe, mehrere schwarze Hefte vollschrieb mit Widerlegungen des Philosophen, dessen bedauerliche Irrlehren ich in allen Köpfen herrschend glaubte. Missen möchte ich jene Wochen erfüllenden Eifers nicht, als ich unzulänglich begabt und gerüstet, historisch gesehen an belanglosester Stelle mit Kampfgefuchtel antrat, wo es nichts mehr zu kämpfen gab — es sei denn in mir, in dem geschichtlichen Prozeß meiner Person. Eine gewisse scharfe Entschiedenheit des Tones glaubte ich der Größe der Sache und ihres Vertreters schuldig zu sein, etwa: «Unbegreiflicherweise begründet Herr Leibniz die Annahme der Fensterlosigkeit seiner Monaden im

Widerspruch zu früher Gesagtem . . . usw.» An Sätze, die blitzen sollten von rechthaberischem Scharfsinn, glaube ich mich ungenau und ungern erinnern zu können, wobei ich heute nur hoffen kann, damals bei aller Kritik nicht gegen die Ehrerbietung vor dem großen Manne verstoßen zu haben; es täte mir leid.

Bei kritischen Jugendsünden blieb es natürlich nicht. Als Leiter einer Zeitschrift hatte ich noch jung Gelegenheit, mich für Autoren einzusetzen, die mir wichtig waren und es ändern werden sollten. Darunter waren Deutsche, Franzosen, Angelsachsen, andere noch; ich hielt Ausschau nach manchen Seiten, nicht vergeblich, Freunde und Helfer machten mich aufmerksam auf die Sterne, die im Begriff waren, in ihre eigentliche Konstellation zu treten, am meisten unterstützten mich jene reichen zwanziger Jahre, die heute vergöttert, verketzert, ignoriert oder geplündert werden. Nenner jeder Erscheinung damals war der Begriff Krisis: Krisis der Wissenschaft, Krisis der Künste, der Theologie, des Kapitalismus — es gab rauschhaftes oder berechnendes Infragestellen und Inzweifeln alles Geglaubten und Gewußten, ohne Vorstellungskraft für die Konsequenzen all der Umwertungen und Abwertungen, mit denen so viele befaßt waren, im Vollgefühl, Pioniere einer guten Macht zu sein, der alle dienen wollten und die von allen *Die Neue Zeit* genannt wurde, von den Revolutionären, den Reaktionären und den wenigen Gemäßigten. Alle Krisen wurden von 1931 an im Deutschland der Weimarer Republik übertrumpft von der Wirtschaftskrise mit ihrer Arbeitslosigkeit.

Gab es noch Kunst? Es gab noch Kunst, auf allen Gebieten; es gab auch inmitten der freigesetzten politischen Leidenschaften und ihrer böse vereinfachenden Parolen noch Kritik, die in einer Erscheinung wie zum Beispiel Walter Benjamin, auch ändern, dogmatische Gebundenheit mit feinsten Differenzierungen im Betrachten und Bedenken des Kunstwerks zu verbinden imstande war. Wie kann der Historiker den Druck fühlbar machen, der zu einer bestimmten Zeit auf den Menschen lastete, etwa «die große Angst», die vor Ausbruch der Revolution Frankreich durchlief, oder die Depressionen und Zorneswellen, die 1932 über Deutschland hinweggingen, dicke Luft, Katastrophenluft? Es ist schwierig, außerhalb der Dichtung wohl nicht möglich; in Büchners *Danton*, Hauptmanns *Florian Geyer* ist es geleistet.

Ich muß von diesen Dingen sprechen, denn ich lebte in den Jahren ihres Sterbens in der Weimarer Republik, mitgenommen in jedem Wortsinn. Anfangs der dreißiger Jahre hatte mir Franz Blei in Berlin gesagt, auf *drei* Erzähler komme es derzeit an, sie überragten alle andern. Er nannte sie, und siehe, alle drei waren wie er Österreicher: Musil, Broch, Gütersloh. Lokalpatriotische Befangenheiten mußte man bei dem in allen Kulturen und Zeiträumen bewanderten Franz Blei nicht befürchten, zudem war er in der Literatur ein geborener Entdecker; er freute sich, für diese drei in Deutschland nahezu Unbekannten eintreten zu können, und er tat es überzeugt, ohne mir seine Über-

zeugung aufdrängen zu wollen. Die drei Namen waren mir geläufig, doch nur als Namen, ohne daß ich damit eine Vorstellung von Werken verbinden konnte. Ich hatte sie nicht gelesen, dabei war es mir klar, daß ich sie hätte lesen sollen; ein unbequemes Gefühl des Unrechts lag in mir und strafte mich, nicht nur weil ich nicht gelesen hatte, sondern weil ich zu lesen versucht hatte und dabei gescheitert war. . .

Der erste Band von Musils *Mann ohne Eigenschaften* hatte in meinen Händen, vor meinen Augen gelegen; ich begann mit Lesen Seite eins, Zeile eins, und bewegte mich langsam vorwärts, genau in gleicher Weise in dem ersten Band von Brochs *Schlafwandlern*. In beiden Fällen kam ich nicht durch, ich blieb stecken, gab auf, weil mich mein Interesse, diese von mir noch unaufgeklärte Macht, nicht weiter im Text vorantrieb. Dabei regte sich, wie gesagt, Schuld- bewußtsein in mir, das indessen auch Gründe der Selbstrechtfertigung mobilisierte. Da versagte ich also, dachte ich, fragte mich aber ebenfalls, ob das Versagen ganz und ausschließlich auf meiner Seite sei. Von der ersten Seite an hatten mich Thomas Mann, Kafka, Proust, Joyce gepackt und mit sich gezogen; ja beim *Ulysses* war man lesend an eine Grenze geführt worden, von der aus es schwierig war, zu andern formal nicht so erfinderisch gebauten Romanen zurückzufinden. Ein kühner und geistvoller Bau wie der *Ulysses* hat die gleichzeitigen und bald nach ihm folgenden Romane an Wirklichkeit vermindert; die Zeit seiner Handlung — ein Tag des Jahres 1904 in Dublin — war gegenwärtiger als sozusagen alles, was erzählend an Zeitproblematik 1930 dargeboten wurde. So war es ebenfalls mit Proust; er war gegenwärtiger, mächtiger als die Späteren. Möglich, daß von diesen epischen Gewalthabern meine Aufmerksamkeit dermaßen geprägt worden war, daß sie an neuen Erscheinungen sich nicht mehr so gierig auf ihre Wahrnehmungsbeute einzustellen vermochte, deshalb auch, weil das Hitlerwesen die Weltbühne mit seinem die Musen erschlagenden Getöse erfüllte.

Oder ist es so wie Sainte-Beuve angenommen hat, nämlich daß jede Person nicht nur genealogisch, sondern auch geistig einer gleichgestimmten Sippe angehört und nur zu den verwandten Geistern eine echte Beziehung erlangt? Similes similibus: ich würde dann eben einer andern Geistessippe angehören als Musil und Broch, wäre ausgeschlossen aus ihrer Welt und hätte das hinzunehmen. Solche spontan sich offenbarende Zugehörigkeiten sind gewiß von Bedeutung; ihre Einschränkungen der Freiheit auf Grund angenommener naturwissenschaftlicher Gesetzmäßigkeit war mir allerdings ein peinlich zu tragender, unglaublicher Erdenrest; ich erlebte in diesem Fall vor allem meine Unzugehörigkeit, das heißt meine Grenzen. Da waren künstlerische oder geistige Sphären, die mir keinen Zugang freigaben, die mich fern haben wollten, draußen in einer Zone der Fremdheit. Warum diese zwei? Warum zwei auf einmal? Warum gab es keine Bekehrung, keinen plötzlichen Durchbruch höherer Einsicht, keine Umwertung in mir? Zu falscher oder richtiger

Urteilsbildung war es gar nicht gekommen, da ein früher, also vorkritischer Vorentscheid gefallen war, der mich die Wirklichkeit zweier Dichter hatte verfehlen lassen. Ich fühle eine Art Schuld, oder Mitschuld, weiß aber nicht, auf welchen Erkenntnissen jene Selbstvorwürfe zu formulieren wären, die mich über diesen toten Punkt, das heißt über den Irrtum hinausbrächten, oder dann zu einer höheren Bewußtheit seiner Berechtigung. In jener Aktualität, die ich versäumt habe, wird sich der Fragenkomplex wohl nicht mehr stellen. Ich muß mir auf andern Feldern Mühe geben.

Mangelhafte Erkenntnis eines Kunstwerkes, eines Autors, deutet darauf hin, daß der Kritiker mit mehr als einem blinden Fleck auf der Netzhaut auch vor das zusammengesetzte Gebilde der deutschen Literatur, der englischen usw. Literatur, der Weltliteratur hintritt — dabei glaubt er eine Gesamtaufassung einzelner Literaturen und des umfassenden Wesens Literatur überhaupt zu haben. Ja, ohne das latente Bewußtsein, an einer sich entwickelnden Ganzheit der eigensprachlichen mitzuwirken, blieben ihm Lust und Wille zur Mitverantwortung unerweckt. Innerhalb der Literatur gibt es Autoren und Tendenzen, die er nicht kennt, kaum gewahrt, zu wenig bedenkt. Die schönste Formel für eine nicht geglückte Beziehung zu einem großen Dichter stammt von dem französischen Kritiker Charles Du Bos. Goethe, sagte er, sei der schönste unter den ihm Fremden, «le plus beau de mes étrangers». Dennoch hat er das Menschenmögliche getan, dem schönen Fremdling näherzukommen. Solches Verhalten bleibt musterhaft.

Kritik ist nichts über der Dichtung, sondern etwas mit ihr Verwobenes. Sie ergänzt die ideologischen Ergebnisse zu einer Überlieferung und erlaubt nicht die Wiederholung des gleichen ohne neuen Sinn. Sie ist Ausdeutung der Literatur, die in Ausdeutung des Lebens übergeht, und eifersüchtige Wahrung des erreichten Standes. Eine solche Übersetzung des teilweise Irrationalen ins Rationale gelingt nie völlig; aber was Vereinfachung, Auszug, ja Auslaugung ist, hat zugleich mit den Nachteilen auch die allseitige Beweglichkeit und den großen Umfang der Verstandesbeziehungen. So ist sie ein Weniger und ein Mehr, bleibt wie jede ideologische Ordnung dem Leben, das sie umfaßt, viel einzelnes schuldig und verleiht ihm dafür etwas Allgemeines. Mit Besserwissen hat diese Kritik wenig zu tun; sie darf irren, denn sie entsteht niemals durch einen, sondern durch ein Kreuz und Quer, durch die Bemühung vieler, durch einen endlosen Prozeß von Revisionen, ja, letzten Endes durch die kritisierten Bücher selbst, denn jedes bedeutende Werk hat die Fähigkeit, alles umzustürzen, was man vor ihm geglaubt hat.

Robert Musil